

geplante Orchestrierung konnte er nicht mehr fertig stellen. Auch „Sinfonia IV“ mit dem Untertitel „Serbska“, die schon 1986 als „Serbska Rhapsodia“ uraufgeführt worden war, und viele andere Pläne und Entwürfe blieben unvollendet.

Besonders in den letzten Jahren war er ständig auf der Suche nach neuen Klangeffekten und -instrumenten. Die sogenannte ENA-Trommel (oder džěžna, der Backtrog) ist nur eines davon, hergestellt aus einem alten Backtrog als Resonanzboden für Holzidiophone (drjewjaki). „Banjaki“ nannte er die ausgehöhlten und mit Körnern, Samen, Steinen oder Nüssen gefüllten Kürbisse und Kalebasen, die von ihm selbst getrocknet, mit Pech und Bienenwachs versiegelt und bemalt wurden. Mit den sorbischen Bezeichnungen wollte er dem Rückgang seiner sorbischen Muttersprache entgegenwirken.

Nach langer schwerer Krankheit verstarb Jan Paul Nagel am 21. Mai 1997 in seinem Geburtsort. In der Gedenkrede von Benedikt Dyrlich an seinem Grab hieß es: „Jan Paul Nagel gehört zu der Generation sorbischer Künstler und Patrioten, die nach der Befreiung vom deutschen Faschismus und danach unter den entstehenden Verhältnissen in der DDR unsere nationale Existenz in den Ausmaßen und Kategorien des 20. Jahrhunderts sah. Eine Generation von Förderern des Sorbentums, zu denen Jan Paul Nagel gehörte, konnte nicht in den begrenzten Wendungen und Formen der Vergangenheit denken



FOTO: ARCHIV PÖTSCHKE

Unterzeichnung des Erlasses zur „Stiftung für das sorbische Volk“ am 19. Oktober 1991 in Lohsa; Jan Paul Nagel (m.) hinter Landtagspräsident Herbert Knoblich (Brandenburg – l.) und Ministerpräsident Kurt Biedenkopf (Sachsen – r.)

und lernen, forschen lehren und gestalten, sie musste und wollte das sorbische Gärtchen öffnen und den Forderungen, Erfahrungen und Widersprüchen unserer Zeit anpassen. Jan Paul Nagel hat arbeitend von einer europäischen Kulturlandschaft geträumt, in der die Harmonie kleiner und großer Völker in ihrer reichen Vielfalt herrscht – und in der auch unser sorbisches Volk seinen Platz, seinen unverwechselbaren Charakter und seine eigene Kultur behaupten kann. Musik begriff Jan Paul Nagel als Chance und Auftrag für Einheit und Friedfertigkeit zwischen den Menschen und Völkern ...“¹

¹ Die Redaktion des „Stog“ dankt Frau Elke Nagel für die Bereitstellung und Genehmigung zur Nutzung der für diesen Beitrag verwendeten Materialien des Fördervereins Begegnungsstätte Zejler-Smoler-Haus Lohsa e.V.

Liuba, Plon und kleine Blitze aus alten Kirchenmauern

Spuren vorchristlichen wendischen Glaubens

WERNER MESCHKANK

Die erzwungene Christianisierung der Slawen im Gebiet zwischen Ostsee und Mittelgebirge infolge grausam geführter Wendenkreuzzüge seit Karl dem Großen bis ins 12. Jahrhundert ging mit der weitgehenden Liquidierung der alten slawischen Glaubenswelt und ihrer Kultstätten einher. Frühe Informationen zur vorchristlichen Glaubens- und Götterwelt der Wenden sind spärlich, zumeist nichtslawischen Ursprungs, oft von Vertretern der deutschen Kirche festgehalten, die dem Nichtchristlichen und den Slawen leider häufig ausgesprochen feindlich gesinnt waren. Johann Christian Schmohl, Vertreter der deutschen Aufklärung, schrieb 1781:

„Sorben, Sorben! Welch Volk wehrte sich länger gegen Übermacht, länger gegen Aufdringung eines schändlichen Jochs, zeigte den fanatischen Bekehrern und Aposteln mit dem Schwert in der Faust einen härteren Nacken, so daß mans für infam erklären mußte, weils die christliche Religion nicht annehmen wollte? ... Aus feindlichen Geschichtsschreibern können wir die Slawen nicht beurteilen, wir müssen auch slawische hören.“¹

Mit der Ausgrabung des slawischen Burgwalls in Raddusch/Raduš gelang

vor wenigen Jahren ein ganz besonderer Fund: Aus der Baugrube des Burgbrunnens wurde der „Götze von Radusch“ geborgen, eine Kopfplanke, die offenbar eine vorchristliche Kultfigur darstellt. Diese und vielleicht auch der Götzenstein von Gahlen/Gołyń sind die bisher einzigen erhalten gebliebenen slawischen Götterbildnisse in der Niederlausitz.

Spuren finden sich auch im überlieferten Namensgut: In dem Teil der Niederlausitz, der jahrhundertlang als „Wendischer Distrikt“ bezeichnet wurde, bei Trebatsch/Žrjobjolce, befindet sich am Rande des Dorfes der „Zwietenberg“, oder „Heiliger Berg“ (von wendisch: „Swěta góra“). Archäologische Funde aus der Slawenzeit sind hier nicht selten. Die Reste zweier slawischer Burgwälle sind in der Nähe. Südlich des „Zwietenbergs“ findet man den „Zwietenensee“, was als „Heiliger See“ (wendisch „swěte jazoro“) zu übersetzen wäre.

Neben den heiligen Hainen und Bergen ist auch auf Heilige Quellen zu verweisen. Der Sage nach sollen solche in der Niederlausitz die Quelle „Spuscht“ auf dem Mühlberg bei Weißagk/Wuso-

ka, der Goldborn bei Werchow/Wjerschownja in der Calauer Schweiz und die Quelle „Loboschitza“ bei Lobendorf/Lobožice. Auch im Großen Hain bei Lübben/Lubin soll bis ins 19. Jahrhundert eine Quelle existiert haben, die wohl im Zusammenhang mit der dortigen Kultstätte der Liuba zu sehen ist.

Ein Cottbuser Ortsteil heißt Madlow/Módlěj, was von sorbisch „módlis“ (beten) herrühren könnte. Die Madlower Kirche steht bemerkenswerterweise deutlich außerhalb der eigentlichen Dorfanlage. In „Evangelische Kirchen zwischen Spree und Neiße“ heißt es 2006:

„Laut einer Überlieferung soll diese Kirche die älteste des Cottbuser Kreises sein. Sie wurde auf dem ehemaligen ‚Hain‘ errichtet, wo die Slawen den Götzen Flinz verehrten. Eine Holzkirche erhielt 1124 die Baugenehmigung. Die Entstehungszeit der gotischen Kirche wird auf das späte 14. Jahrhundert datiert.“²

Die Gottheit Flinz sollte das Bild des Todes vorstellen (Abbildung). Über den Namen ist lange spekuliert worden, weil er mit „F“ beginnt, einem Laut, der im Sorbischen-Wendischen ursprünglich nicht existierte! Nach meiner Auffassung könnte er aber sehr wohl aus dem westslawischen Wort für „Sonne“ entstanden sein. Also „slync(o)“ als Personifizierung der Sonne wäre so zu „flinz“ geworden. Ein Indiz dafür, dass in und um Cottbus/Chóšebuz der Götze Flinz verehrt wurde, könnte auch der Name einer speziellen Speise sein: Niedersor-



Wendengott Flins (Flyns, Flinz) aus: Heinrich-Gottlieb Kreuzler: *Altsächsische und Sorbenwendische Alterthümer für die Jugend*, Leipzig 1823

bisch-wendisch „mlinc“, obersorbisch-wendisch „plinc“. Deutsche übernahmen diese Bezeichnung als „Plinsen“. Der tschechische Volkskundler Ludvík Kuba (1863-1956) meinte einen solchen Zusammenhang zu erkennen und schrieb zur Erklärung des Speisennamens:

„Die Bezeichnung rührt vom Gott Flins oder Vlins her, bei seinen Ehrungen wurden sie gegessen.“³

Wenn die deutsche Obrigkeit im 12. Jahrhundert entschied, an vormaligen heidnischen Kultstätten – wie in Madlow – christliche Gotteshäuser zu errichten, liegt die Vermutung nahe, dass diese Stätten seinerzeit weiter benutzt wurden. Damals waren größere Landesteile östlich der Elbe noch flächendeckend von heidnischen Wenden bewohnt. Auch in der Lausitz war das Christentum noch längst nicht vollstän-

dig angenommen und war weitgehend Sache der eingewanderten deutschen Minderheit. Diese hatte – so die satirische Antwort eines sorbischen Liederpoeten seinerzeit auf die „Deutsche-Leitkultur“-Diskussion – es nicht geschafft, „sich in die sorbische Leitkultur zu integrieren“ und hatte stattdessen „eine Parallelgesellschaft aufgebaut“!⁴

Nachgewiesen ist, dass sich vorchristliche Kultstätten auch in slawischen Burgwällen oder in deren Nähe befanden. Die Cottbuser Nikolaikirche (Oberkirche; wendisch: Nimska cerkwja) wurde nahe der Slawenburg errichtet. In der bereits zitierten Broschüre steht zur Oberkirche zu lesen:

„Sie ist im 15. Jahrhundert an dem Platz der Stadt errichtet, an dem schon seit dem 12. Jahrhundert eine Kirche stand. Vermutlich gab es mehrere Vorgängerbauten ...“⁵

Es kann dort zuvor eine heilige Stätte für eine slawische Gottheit gegeben haben. Indizien, die zugegebenermaßen keinen Beweis darstellen, sind vorhanden: Wer die Ziegelmauern der Oberkirche – und bei weiteren alten Gotteshäusern der Niederlausitz finden wir dies auch – genau betrachtet, dem fallen kleine Vertiefungen auf. Es gibt dazu neben anderen auch eine wendische Interpretation: Trotz Christianisierung und Kirchen anstelle ehemaliger slawischer Kultplätze hielten viele Wenden noch lange am alten Glauben fest. Indem sie mit einem metallenen Gegenstand in den Stein schlugen oder drehten, hul-

digten sie ihrem Slawengott, der unter verschiedenen Namen die Sonne darstellte. Dass man aus Steinen Funken und sogar Feuer schlagen konnte, kleine Blitze – wie eben der Slawengott Perun, der mit Blitzen segnete und auch strafte, war Allgemeinwissen.

Wurde der vermutete Slawengott in unserer Gegend Perun oder Flins genannt? Indizien weisen auf Swarog (wendisch: der Zürnende) beziehungsweise Swarožic (wendisch: der Sohn des zürnenden Gottes) hin. Die meisten der Näpfchen und Einschläffe an der Cottbuser Oberkirche findet man übrigens in Richtung des Sonnenaufgangs, von wo aus der slawische Sonnengott Swarog am Morgen auf die Erde blickt. Es gibt zum Beispiel heute die Familiennamen Schwaar, Schwar, Schwarick, Schwark, Swars, Zwahr und Zwarz, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Namen der Gottheit beziehen. Der Leipziger Namensforscher Walter Wenzel exzerpierte aus Quellen des 14. bis 18. Jahrhunderts niedersorbische Personennamen, unter denen sich diverse Einwohner von Cottbus/Chóšebuz und Schmellwitz/Chmjelow befinden, die Namensträger eben dieses Swarog bzw. seines Sohnes Swarožic waren.⁶

Ein anderer slawischer Gott namens Weles tritt in der Niederlausitz nicht in Erscheinung. Aber Handlungen, die dem Weles-Kult entsprechen, gibt es in den wendischen Bräuchen: Zampern, Hahn schlagen, Hahnrupfen, Federnschleifen und Johannisreiten.

Zu den Attributen des obersten Slawengottes Swantewit gehörte ein weißes Pferd. – Ob unsere Abneigung, Pferdefleisch zu essen, diesem Tabu aus der heidnischen Slawenzeit entspringt?

Eine weitere slawische Gottheit namens Simargil, wird als ein Drachwesen halb Adler, halb Hund, mit Schlangenschwanz beschrieben. Es fällt völlig aus der Reihe der übrigen Gottheiten. Über die Etymologie des Namens ist viel spekuliert worden. Sie ist bis heute ungeklärt, wird sogar ins Persische verwiesen. Meiner Meinung nach entstand der Name aus „zmij“ (wendisch: Schlange) und „wórwjot“ (wendisch: Adler). Seine Entsprechung in der Lausitzer Sagenwelt heißt in und um Cottbus niedersorbisch-wendisch „plon“ und obersorbisch-wendisch „zmij“. Eine ruthenische Schnitzerei (Abbildung) zeigt das Fabelwesen in unverkennbarer Ähnlichkeit mit unserem lausitzischen Drachen.

Es gibt in der Lausitz Schlangensagen. Gekreuzte Schlangenköpfe sind ein typischer Giebelschmuck im Spreewald. Sie werden als Symbole für gute Hausgeister angesehen. Bisweilen werden sie mit dem häufigen Auftreten von Schlangen im Spreewald und der Naturverbundenheit der Wenden begründet. Dies trifft meines Erachtens nicht den Kern. Es heißt aber im „Weltenbaum der Slawen“, dass in dessen Wurzeln eine Schlange wohne, die sich frei zwischen der Welt der Lebenden und Toten bewegen könne. Wahrscheinlich liegt genau



Amulett mit Darstellung des Gottes Simargil, Knochenschnitzerei, 12. Jahrhundert, ruthenisch aus: <http://acn.waw.pl/qkiel76/D41.jpg>



Plon – der Drache, ein wendisches Fabelwesen, „Mlokowy zmij – Hausdrache“, Zeichnung Martin Nowak-Neumann, 1950, *Wumělc serbskeho luda Měrcin Nowak-Njechorński. Wuběr jeho džělow*, Domowina Verlag Bautzen 1950, S. 23

hier der Ursprung der Schlangensagen und der schlangenköpfigen Windbretter an den Häusergiebeln.

Als Gottheit der Fruchtbarkeit, des Lebens, der Liebe, der Schönheit und des Glücks verehrten die Slawen Siwa, auch Schiewa (vgl. wendisch: žywjenje – das Leben). Sie wurde als nackte Jungfrau abgebildet und war auch in der Niederlausitz bekannt, eventuell als Liuba (die Liebevollte) wie in Lübben.

Die polnische Mythologie kennt eine heidnische Göttin „Mokosz“, die ins Siwa-Bild passt. Ein Mokosz-Fest begingen die Frauen am 31. Oktober. Sie opferten ihr Garn und Stoff und begannen am folgenden Tag große Arbeiten beim Nähen, Weben, Sticken usw. Interessanterweise fiel in diese Zeit auch der Beginn der hiesigen wendischen Spinnstuben.

Ein besonderes Geheimnis der Siwa kannten einst offenbar auch die Wendinnen in der Lausitz. Der deutsche Volkskundler Edmund Schneeweis (1886-1964), der im vergangenen Jahr-

hundert sorbisch-wendische Sitten und Bräuche vergleichend darstellte, führt Reste heidnischer Sitten aus dem Alltag an. Er schreibt zum Beispiel, die Mütter würden glauben, die Pause bis zur nächsten Schwangerschaft verlängern zu können, wenn sie ihr Kind lange stillten.⁷ Er hielt dies für einen Aberglauben. Inzwischen ist der Sachverhalt aber als wahrhaftige Tatsache bewiesen! Beim regelmäßigen häufigen Stillen werden weibliche Hormone ausgeschüttet, die den nächsten Eisprung verhindern.

Das ist erstaunlich: Woher besaßen die über Jahrhunderte in Bildungsfragen stark benachteiligten Wendinnen ein solch praktikables Wissen zur Schwangerschaftsverhütung, dessen wissenschaftlicher Nachweis erst vor wenigen Jahren gelang? Es ist kaum anders plausibel zu erklären, als dass es sich auch hier um uraltes, über zig Generationen mündlich tradiertes Wissen, das heißt, eine Spur aus der vorchristlichen Zeit, handelt.⁸

Quellennachweis

- 1 vgl.: Hartmut Zwahr: „Meine Landsleute. Die Sorben und die Lausitz im Zeugnis deutscher Zeitgenossen“, Domowina Verlag, Bautzen, 1984, S. 84
- 2 vgl.: „Evangelische Kirchen zwischen Spree und Neisse“, Evangel. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Verlag Reinhard Semmler, Cottbus, 2006, S. 16
- 3 vgl.: Ludvík Kuba, „Čtení o Lužici“, Prag, 1925, S. 114
- 4 zit. nach: Klaus Muche, Lausitz-Magazin-Archiv (ND 01.12.2004), „Die Deutschen geben uns nur, was sie übrig haben.“, <http://www.klaus-muche.de/Reportagen/Sorben04/sorbische%20Leitkultur.htm>
- 5 vgl.: „Evangelische Kirchen zwischen Spree und Neisse“, Evangel. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Verlag Reinhard Semmler, Cottbus, 2006, S. 10
- 6 vgl.: Walter Wenzel: „Niedersorbische Personennamen aus Kirchenbüchern des 16. bis 18. Jahrhunderts“ Domowina-Verlag, Bautzen, 2004, S. 375 u. 392
- 7 vgl.: Edmund Schneeweis: „Feste und Volksbräuche der Sorben“, Akademie-Verlag, Berlin, 1952, S. 14
- 8 vgl.: Werner Meschkank: „Als die Wendengötter sterben sollten“, Regia Verlag Cottbus 2005